

# SIMPLICISSIMUS

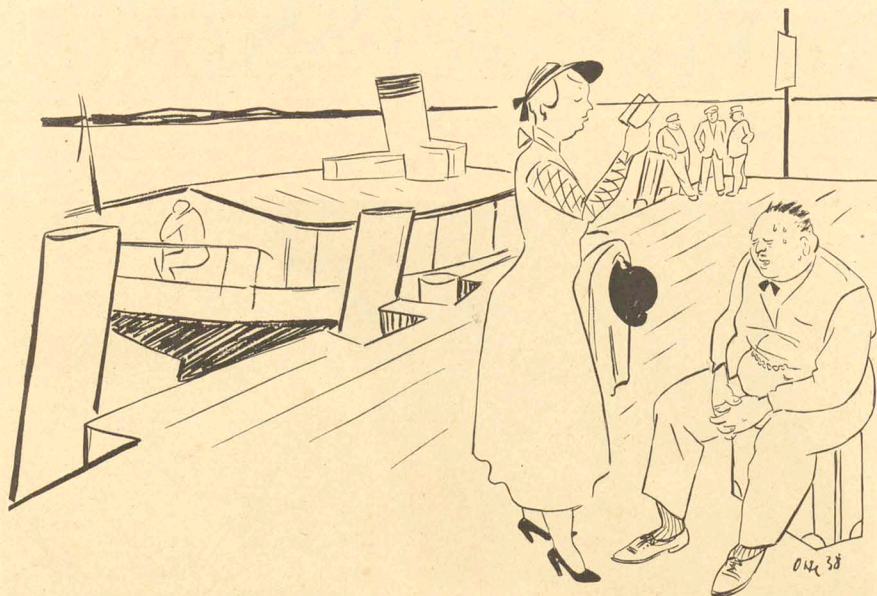
VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

## Die Attraktion

(R. Kriesch)



„So so, erleben möchten S' was, Fräulein, schad daß der  
Loisl grad beim Militär is, sonst könntens was erleben!“



„Früher feierte hier Karl der Übermütige seine rauschenden Seefeste!“

„Hoffentlich hat wenigstens der dazu 'n kleines Helles gehabt!“

## Der ereignisreiche Sommer

Lieber Karl!

Deinen Wunsch, Dir über Stimmungen und Ereignisse in diesem Sommermonat sofort Nachricht zu geben, erfülle ich hiermit. Ich vermag dieses um so besser, als ich mich wie so viele augenblicklich auf dem Lande befinde, also Ähnliches wie die andern erlebe und empfinde.

Das Wichtigste war in den ersten Tagen die Aussicht von der Altsäe. In der Mitte See, rechts Berge, links Wald; vorne Landschaft an sich, bestehend aus Bauernhäusern, Feldern, Straßen, Eisenbahnen, Rehen, überhaupt aus allem, was zu einer vollständig ausgestatteten Landschaft gehört. Wir versicherten uns gegenseitig am Tage öfter, daß die Aussicht schön, umfassend oder großartig sei. Stimmungen haben wir nicht. Stimmungen hat nur die Landschaft, morgens Morgenstimmung, mittags Mittagsstimmung, und abends Abendstimmung, auch Zwischenstimmungen treten auf, wie Gewitterstimmung. Auf diese machen wir uns besonders aufmerksam.

Jetzt können wir die Landschaft schon auswendig und brauchen eigentlich gar nicht mehr hinzuschauen. Da sie aber im Preise der Sommerwohnung mit einbegriffen ist, tun wir es trotzdem. Wir haben auch ein Innenleben. Dieses spielt sich in den beiden Zimmern im zweiten Stock des Bauernhauses ab. Es wird stark durch Gerüche beeinflusst. Ich habe bisher nicht gewußt, wieviel der Mensch zu riechen vermag. Eben rieche ich, daß die unten heute Schmalzudeln essen. Vorhin wurde mir auf gleichem Wege übermittelt, daß die Aborttür offengeblieben war. Das alles

geschieht auf einem gehörigen Geruchssockel von Kuhstall.

Glaube ja nicht, daß uns das alles stört. Ausspannen heißt nicht nur anderes, Ungewohntes sehen, sondern auch anderes, Ungewohntes riechen. Meine Geruchsnerven sind schon sehr ausgedehnt, hauptsächlich ausgespannt.

Ereignisse gibt es sehr viele, sie überüzten sich

manchmal geradezu. Katzen sind angekommen, zwei Tauben wurden geschlachtet, vor meinem Fenster wurden drei Unterhosen, vier Hemden und fünf unbekannte Stücke gewaschen. Ich werde die Stücke zu bestimmen versuchen, wenn sie an der Leine vor den Johannisbeerbeeten aufgehängt sein werden. Du siehst also, daß die Zeit hier sehr spannend ist.

Sehr aufregend war auch die Sache mit dem Handtuch. Das Handtuch lag immer neben dem Becken auf dem Waschtisch oder fiel von dort hinunter. Da erinnerte ich mich rechtzeitig, daß ich ein zapackender Charakter bin. Ich suchte also einen Nagel und, was soll ich Dir sagen, ich fand ihn nicht weit von der Türe zum Schuppen. Mit dem umgedrehten Bergschuch schlug ich ihn gleich links neben dem Waschtisch in die Wand, ungefähr in einer Höhe von einem Meter sechzig über dem Fußboden. An dem Nagel hängt nun das Handtuch. Es hängt wirklich gut und griffbereit dort. Kälte findet das auch. Du solltest sehen, wie gut es da hängt. So kann man oft durch kühnes Zapacken mißliche Situationen lösen.

Denke keineswegs, daß wir hier den Blick für die weitere Welt verloren haben. Du wirst das sofort erkennen, wenn ich Dir mitteile, daß in einem Nachbarhof kürzlich eine Kuh erkrankt ist. Es war aber glücklicherweise nur eine kleine Unpäßlichkeit, und sie ist schon auf dem Wege der Besserung. Ich hoffe, Dir bald den glücklichen Ausgang der Angelegenheit melden zu können. So, das wäre das Wichtigste, was sich hier ereignet hat. Ich würde mich freuen, wenn Du bald Deine Ansicht über die Sache mit dem Nagel am Waschtisch schreiben könntest

Deinem Foitzick.

## Unabänderlich

Don Rataföstr

Nein, wir können uns nicht ändern,  
können uns nicht selbst erlösen  
von den unsichtbaren Bändern —  
nicht zum Guten, nicht zum Bösen.

Prägen bleiben ewig Prägen.  
Kammer werden nie zu Schuppen.  
Und wer schwagt, muß immer schwagen.  
Und wer flinkt, wird nimmer duften.

— Wer's erkennt, im Weltgetümmel  
resigniert er mit den Jahren.  
Doch ein ignoranter Kämmler  
wird vermutlich besser fahren.



# Sehnsucht

(Ö. Gulbransson)



OLAF GULBRANSSON 24

„Danach habe ich mich immer geseht, so aufs ewige Meer hinauszusehen ...“  
„Gemacht, wenn Du Dich genug geseht hast, kannst Du mich nachher wecken!“

# Das kleinere Übel

(E. Thöny)



„Ist noch etwas zu unterschreiben, Mister Arita?“



# Nach dem Hudsonplan

(Erich Schilling)



„Darned, warum beißen die Biester nicht an, ich bin doch nicht der Hudson und sie sind nicht die Deutschen!“

## Diplomatische Unterhaltung

Von Dr. Reinhold Heinen

Verhandlungen zwischen den Staatsmännern verschiedener Länder sind ohne die Mitwirkung eines gewandten Dolmetschers kaum denkbar. Ein köstliches Geschichtchen wird dazu aus der Zeit erzählt, als Lord Kitchener mit einer Expedition Ägypten erforschte: Ein junger Offizier bekam damals den Auftrag, mit einem Dolmetscher einem Pascha in Kairo einen offiziellen Besuch abzustatten, damit der Expedition ein Sonderzug zur

Verfügung gestellt würde. Nebenbei war dieser Pascha auch noch Verkehrsminister.

Es entspann sich alsbald folgendes niedliches Zwiesgespräch: Der Offizier (auf Englisch): „Das ist also der alte Dicksack?“

Der Dolmetscher: „Jawohl, mein Herr.“

Der Offizier: „Gut, sag diesem Ziegelstein, daß ich morgen mittag drei Uhr einen Zug für meine Leute haben muß und rate ihm, sich recht manierlich zu benehmen, wenn er nicht die Flötentöne von mir beigebracht haben will.“

Der Dolmetscher (auf Arabisch), nachdem er den Pascha bis auf den Erdboden begrüßt hat: „Er-

habenster aller Paschas, dieses Gewürm, dieser Hund von einem Ungläubigen aus der erbärmlichsten Familie, naht sich der erhabenen Gegenwart Eurer Exzellenz usw.“

Der Minister (auf Arabisch): „Wird geschehen.“

Der Offizier (auf Englisch zum Dolmetscher): „Was sagt der alte Dickwanst?“

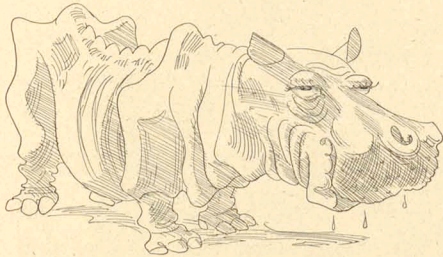
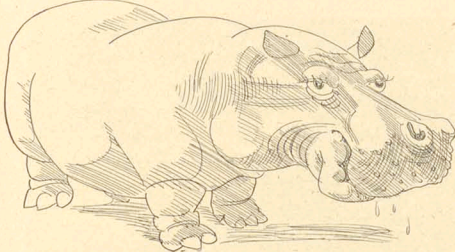
Der Dolmetscher: „Er stimmt zu, Herr Offizier.“

Der Offizier (grüßt): „Das wäre in Ordnung. Guten Tag also, alter Hahn.“

Etliche Tage danach erfuhr man im Quartier der britischen Offiziere, daß der ägyptische Verkehrsminister ausgezeichnet Englisch sprach...

## Folgen einer Abmagerungskur

(Fr. Bilék)



## HINAUS IN DIE FERNE . . .

VON ERNST HOFERICHTER

In die Dreizimmerwohnung der Familie Anzensberger zog von Tag zu Tag immer mehr hochsommerliche Atmung ein.

Am Fensterbrett surten die Fleischfliegen, die Wände des Schlafzimmers schwitzen und der Ausguß war mit Salatabfall verstopft.

Vater Anzensberger saß in Hemdärmeln auf dem Kanapee in der Wohnküche. Er hatte soeben das Abortfenster mit malachitgrüner Farbe frisch gestrichen und trug noch die schützende Papiermütze am Kopf.

Seine Gattin Amalie schlüpfte mit ihren Lilienhänden von einem wollenen Socken in den andern. Am durchschimmernden Weiß der Haut erkannte sie mit einem Blick Loch und Lächer.

Auf dem Hocker spielten die Kinder mit einer Klysterspritze Feuerwerk. Und überm Gasherd kochte das Zimmerfräulein Olga ihren Büstenhalter aus. Der laue Abendwind wehte vom Küchenbalkon durch die aufgehängten Schlupfphosen den Geruch von angebranntem Griesbrei herein und der Lautsprecher sang: „... komm' auf mein Schloß mit mir!“

In diesem Frieden versank der Anzensberger immer tiefer in Gedanken. Obwohl er von außen gesehen immer noch dreißigdreizehn Kilo wog, zog sich sein Inneres mehr und mehr in sich selbst zurück. Sein Schnaufen verriet, daß der Geist aus dieser kleinen Umwelt davondampfte in ferne Zonen. Er rangierte geradezu nach vorne und zurück, gab volle Kraft voraus und bremste ab.

Sein seelisches Auge fuhr durch Feld und Wald, überquerte Viadukte, stieg von der Eisenbahn ins Dampfschiff um, nahm Höhen und Kurven, schwebte in Seilkabinen zu Gipfeln empor, und man konnte es sogar sehen — wenn ein Tunnel oder ein Wasserfall kam...

Pötzlich hielt er mit dem Schnaufen an. An irgendeiner Stelle schien seine Innere Schau den Anschluß verpaßt zu haben. Er schnellte in die Wirklichkeit zurück. „Was hast denn g'habt, Vata...?“ fragte die Amalie, die kleine Pause benützend.

„Was i g'habt hab? Im Urlaub war i... Feien hab i g'habt!“

„Fahren S' heuer aa wieder nach Truchtlaching...?“ mischte sich das Zimmerfräulein in seine Erholung ein.

„Na...! Dösmal geht's no viel weiter... Am liebsten über Land und Meer...!“ leuchtete sein Auge wie ein Signallicht für freie Fahrt auf.

„Geh Vata, tu di nur net übernehme...! Bleib im Rahma des Natürlichen!“

„A poetischer Mensch bin i schon allaweil g'wesen... Und das Wandern war allaweil schon des Müllers Lust... Sozusagen von Kindesbeinen auf is der Trieb in mir. Als Lehrbua hab i dös Unausrottbare g'habt — durch Täl'r weit und Höhen und nix als wie mit lautem Hörnerschall...!“

„Pepl...! Anni...! Holt's an Vata dös Landkarten und an Fahrplan her!“ rief die Mutter.

Und bis in die Nacht hinein studierten sie Flußläufe, errechneten die Tiefe der Seen und die Höhen der Berge. Das Zimmerfräulein, das in den Urlaubs-wirbel mit hineingerissen wurde, war als letzter Waggon angehängt — und plante mit.

Sie schwärmte für einen Aufenthalt am Wasser. Denn da könnte sie ein Fußbad nehmen und gleichzeitig eine Hieselabilt vollenden. Zwei Fliegen auf einen Schlag bildeten schon immer ihre Weltanschauung. Frau Anzensberger stimmte für dunkle Wälder. Sie sah bereits die ge-dörzten Pilze auf dem Fensterbrett liegen. Und im Geiste pirschte sie mit dem Tauberbeeren durch das Jungholz.

Der Vater fuhr indes mit dem Zeigefinger abwechselungsweise die Ströme der Landkarte und die Schnellzugstationen des Fahrplans ab. Sein Trieb in die Ferne fand nirgends eine Bleibe. Vom höchsten Bergesgipfel rutschte er ins tiefste Tal ab. Sein Fingernagel graste bald am Necker, bald am Ostseestrand. Vor lauter Ferien sah er keinen Urlaub mehr. Aus Weite erblickte er nicht mehr das Nahe. So schwankte und wandte er hinaus in die Ferne, den gesagten Hörnerschall nicht vergessend...

„Bring mit net aus'm Gleis...!“ brummte der Vater und meinte es buch-stäblich. Denn er sauste gerade mit dem Orientexpress über die Innbrücke.

„Herr Anzensberger, so reden S' doch s'cheit...! I muß ja wissen wegen der Garderobe, net wahr... Soll i mein' großes Abendkleid mitnehma oder genügt der Strandzug?“ fragte das Zimmerfräulein.

„Dös steht auf koaner Landkarten...! Dö müssen S' Ihna von der Natur vorschreib'n lassen — oder respektive von deren Erfindung Pracht...!“

„Aber an Deuter mußt doch von dir geb'n, Vater...!“

„Macht's mi nur net narrisch, wenn i Ruhe und Erholung such...! Jeden Tag genga hundert Züg' ab und halten an tausend Statione an und vor jed'a Station liegt millientallig dös Natur verbreitet — Da g'hören schon Nerven her, bis ma 'rausbringt, wo sich dieselben dann diesbezüglich auszuholen vermög'n...!“

„Aber, laß dir doch sag'n, Vata...!“ „Herr Anzensberger, passen S' auf...“

„Nix laß i mir sag'n und gar net paß i auf...! Wenn i's Jedem recht machen soll, dann laß i mir nix dreinreden — dös merkt's auch!“

„Und bist wenigstens schon so weit, daß d' sagen kannst — ob ma am Haupt-bahnhof weglahen oder am Ostbahnhof...?“

„Na...! Gar nix woß i...!“ knurrte der Anzensberger und sein Kopf be-kam die Röte einer Tomate. „Guat, nachher bleib'n ma daheim...!“

„Dös woß i aa no net...! Denn ob i fortfahre oder net, dös richt' sich ganz nach meine Stammisch'...! I kan d' Leut net alioa in der Großstadt sitzen lassen —“

„Ja — und wenn i fragen darf: Von was hängt dann dös Stammisch ab...?“

„Da kommt's eb'n nur drauf an, ob d' ändern in Urlaub genga oder net genga...! Und so greift dös oane ins andere...!“

„Is aa recht, dann sitz i mi den ganzen Sommer vor mei Fensterbrett und schaug zu — wie d' ändern in d' Erholung fahr'n...!“ seufzte traurig die Amalie auf.

„Und i steh wieder ohne Familienanschluß einsam in der Welt...!“ hauchte das Zimmerfräulein.

„Ja, ja, dös versteht mei Mo — ein'm die schönste Feid zu verderb'n...!“ flügte Amalie hinzu.

„Ja, Kreuzkruzleute! Überannder...! Jetzt werd' i aber belzig...! Wer hat denn g'sagt, daß du di net fieren darfst...? han? Fieren darfst di, so viel d' willst...! S' ganze Jahr und no länger...!“ schrie der Anzensberger und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Landkarte in ein Erd-beben verfiel.

„Nix siech i von fruh bis auf d' Nacht als wie z'rissene Unterhosen, nix hör' i als wie nur d' Wasserspillung und nix —“, heulte Frau Anzensberger.

„Ahan...! So...! Dös is der Dank dafür, daß unersoons hin und her über-legt, d' Landkarten absucht und sich im Fahrplan tappert schaugt...! Dös letzte Trumm Poesie reißt ihr ein'm aus dem Leibe...! Aus is und gar is!

Und vom Urlaub will i nix mehr hör'n und nix mehr seh'n...! Da bin i konsequent und woß, was i will...! So — und Jetzt geh i noch an mein'm Stammisch...!“

„Und mir genga ins Bett...!“ hauchte die Gemahlin. Bald stand nur mehr das Zimmerfräulein in der Wohnküche und hängte ihren Büstenhalter zum Trocknen auf. Einige Tropfen fielen davon wie Tränen auf Landkarte und Fahrplan herab...

## Ja, einmal / Von Arnolt Weiß-Rüthel

Ja, einmal wird das alles andere je!  
Wir werden Engel jein  
und Flügel haben,  
auch Simeidbrot und weißen Wolfenein,  
uns an es Äis und Popela haben.  
Es oben bod und über allen Öteten  
miß tu es plüßid  
ohne Not erfüllen,  
daß man es weder können miß,  
noch lernen,  
das Fleißigen und das Plätterpielen.  
Wir werden lädeln,

weil wir es verzeihen  
im Tag der Jüßidheit  
mit vielen kleinen Büchten,  
wir werden uns die Geelenhände pressen,  
und über nichts mehr denken,  
oder rüthen.  
Es eingehilft in Wunder all des Lichts  
miß es der Simeel sehr bequemer erfüllen;  
wir werden alles wüßen,  
oder nichts,  
und eben ehüdig grüßen,  
oder feinen.



## Die rettenden Stewards / Von Ellen Aram

Morgens um zehn Uhr ging der Dampfer Merovia von Callao nach Iquique in See. Rudyard Kipling sollte häufig zum Hafen und zur Abfahrt zu erscheinen. Die Laufplanke sollte schon eingezogen werden, er erreichte gerade noch rechtzeitig das Schiff. Aufatmend stand er einige Minuten auf Deck, dann ließ er sich vom Steward in seine Kabine führen. Nachdem er seine Sachen gut untergebracht wußte, machte er einen Bummel an Deck. Da fiel ihm ein, daß er die Passagierliste einsehen könne und er begab sich zum Zahnmeister. Doch Kipling hatte Pech oder Glück — wie man es nennen will — kein Bekannter befand sich unter den Passagieren. Obgleich die Merovia nur ein mittleres Schiff war, war sie nur zur Hälfte mit Passagieren erster und zweiter Klasse besetzt. Vierzig Passagiere erster und zweiter Klasse hatte Kipling festgestellt, das war nicht gerade viel. Trompetensignale riefen zum ersten Mittagessen und der Obersteward wies einem jeden seinen Platz an.

Als der Kapitän die Tafel aufhob, blieben die Menschen, die der Zufall an denselben Tisch geführt hatte, zusammen. Man plauderte noch einen Augenblick im Speisesaal und begab sich dann in derselben Gruppierung wie bei Tisch an Deck. Man promenierte ein wenig, und es begann jenes leichte Frage- und Antwortspiel, durch das fremde Menschen, die nun einige Zeit aufeinander angewiesen sind, zu erfahren suchen, was Geistes Kind wohl die Tischgenossen sind und ob es sich lohnt, auch außerhalb der Tischzeit miteinander zu verkehren; in diesem besonderen Fall war es sehr wichtig, festzustellen, ob man die richtige Gruppe erwählt hatte, denn gleich am ersten Abend stieg ein Fest. Einer der Passagiere feierte Geburtstag. Und darin waren sich alle einig, es sollte eine besonders lustige Nacht werden, diese Geburtstagsfeier auf See. Nur der Kapitän verhielt sich ablehnend, er machte ein brummiges Gesicht, entweder war er leberleidend — was in dieser heißen Gegend gerade keine Seltenheit ist — oder er ärgerte sich, daß sein Schiff nur zur Hälfte besetzt war; vielleicht war er am Gewinnen beteiligt.

Die Passagiere ließen sich jedoch nicht stören. In Gruppen und Grüppchen knobelten sie die unmöglichsten Ideen aus und tuschelten geheimnisvoll miteinander. Ab und zu hörte man Gelächter aufdröhnen. Kurz und gut: es versprach ein angeregtes Fest zu werden.

Pötzlich sah man die Stewards geschäftig hin und her eilen. Jeder Passagier bekam ein Briefchen in die Hand gedrückt. Von der Schiffsleitung, wie die Stewards versicherten. Also hat sich der brummige Seebär doch noch erweichen lassen und veranstaltet von sich aus ein Fest, dachten sie alle. Man öffnete das Briefchen und las, las noch einmal und erlebte. Mit verkniffenem Gesicht faltete man das Schreiben zusammen und sah auf die anderen Passagiere, überall begegnete man diesen verkniffenen Gesichtern, die Stimmung war futsch. Hallo! dachte Kipling, was ist denn los? Er hatte seinen Brief noch nicht gelesen. Da einer nach dem andern ein finstres Gesicht machte und sich die Gruppe, mit der er sich zusammengefunden hatte, immer mehr auflöste, zog er ebenfalls das Briefchen der Schiffsleitung hervor und begann zu lesen: „Da im Abgangshafen einige Fälle von Ruhr vorgekommen sind und der Kapitän dafür verantwortlich ist, daß diese Krankheit nicht etwa mit uns in den Bestimmungshafen eingeschleppt wird, sieht sich die Schiffsleitung veranlaßt, Sie zu bitten, die durch die Verdauung abgesonderten natürlichen Stoffe dem Schiffsarzt zur Untersuchung zur Verfügung zu stellen. — Der Kapitän.“ Und darunter: „Sie werden aufgefordert, Ihre Exkremamente dem Schiffsarzt um 9 Uhr abends zur Untersuchung abzuliefern. — Der Schiffsarzt.“ Diese zwar höfliche, aber deutliche Aufforderung war in den verschiedensten Sprachen abgefaßt. Verfluchte Schweinerei! dachte Kipling, und das ausgerechnet zur Geburtstagsfeier. Die ganze Stimmung ist perdu! — Auf allen Gesichtern konnte man ungefähr das gleiche lesen. An und für sich ist diese Angelegenheit ja ganz natürlich und es läßt sich absolut nichts dagegen sagen, aber erstens, ausgerechnet vor der abendlichen Feier... dann zu einer ganz bestimmten Stunde. Das geht zu weit!... Bleich und unbehaglich schlich man umher. Man hatte überall den gleichen Gedanken: wird es auch zu der Stunde klappen? Und wenn nicht, was dann?... Muß man dann mit dem Schiff wieder zurück oder kann man es noch einmal versuchen?... Wie vor dem Examen war allen zumute. Einer schaute den anderen an, mit fragenden Blicken. Wird du zu der bestimmten Stunde auch tatsächlich?... Wütende Blicke antworteten ob solcher Indiskretion... Die erst kurz zuvor geschlossenen Freundschaften schienen in die Brüche zu gehen, da — als die gewitterschwüle Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte — sah man hin und wieder frohe und vernünftige Gesichter. Sollen die etwa schon?... Gemeinheit!... Und wir müssen noch warten oder gar — nachsilen?... Immer mehr vernünftige Gesichter erschienen auf Deck.

Schon wollte Kipling losweatzen, da kam ihm ein Gedanke und er sagte: „Hören Sie mal, Steward, Sie haben doch sicherlich von der Anordnung der Schiffsleitung gehört. Wie ist das nun, wenn... und können Sie vielleicht. Sie verstehen schon...!“ Und er hielt ihm eine Pfundnote hin. Da ging ein Grinsen über das Gesicht des Stewards. Er zog ein Notizbuch aus der Tasche, las darin und antwortete: „Acht Passagiere habe ich schon, und meine Kollegen haben auch schon die meisten, aber — es wird sich schon noch einrichten lassen.“ Sprach's, notierte den Namen Kiplings, nahm die Pfundnote und ging.

Erstaunt schaute Kipling ihm nach, dann lachte er laut auf. Daher auf einmal alle die frohen, vernünftigen Gesichter! Nun konnte auch er auf einmal wieder lachen. Er löst eilte er auf Deck.

Überall sah man jetzt wieder frohe Gesichter. Die Geburtstagsfeier war gerettet und man leerte manch volles Glas auf die rettenden Stewards.



HENKELL  
PRIVAT  
Ein BESONDERS reifer BESONDERS  
charaktervoller Sekt für  
GROSSE Gelegenheiten RM 5.50

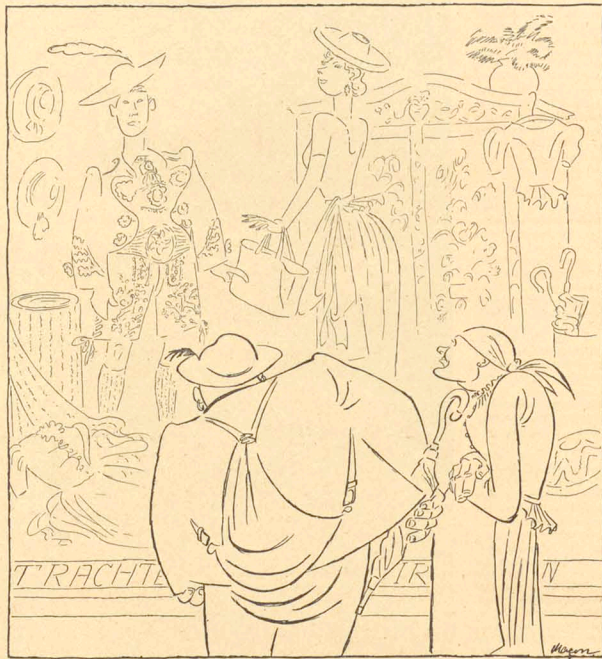
*Mitgelagert und mit der gleichen  
Liebe und Sorgfalt zur Reife gegostet*

HENKELL TROCKEN RM 4.50

HENKELL & CO - WIESBADEN-BIEBRICH



(Maccon)



„Siehst, Zenzl, ich glaub allweil, dös is de Berliner ihr Tracht!“

## Ein Morgen in Paris

Von Bastian Müller

„Öffne das Fenster“, sagte Maria, „ich möchte die Kanarienvögel singen hören.“

„Wir wärden dann aber nicht mehr allein sein“, flüsterte Marcel, „die Welt wird in unsere Höhle schauen und das große, grüliche ‚D‘ von der Reklame Dubonet da vorn am Giebel in der anderen Straße.“

„Die Nacht war lang genug“, lachte Maria. „Viel zu lang“, sagte sie komischerweise. „Ich werde heute keinen ordentlichen Stuch nähen können.“ Es war ein kleiner Vorwurf in der Stimme der jungen Frau. Aber als sie sah, wie das Gesicht des Mannes, der ebenfalls sehr jung war, ratlos wurde, wie ein Anflug von Sorge und Furcht sich auf seiner Stirn zeigte, da lachte sie, verschränkte die Arme unter dem Kopf, schob die kurze, volle Unterlippe vor und sagte in scherzendem Befehlston: „Jetzt machst du mir einen Kaffee. Du kannst ja nachher noch schlafen.“

So begann der Tag im Zimmer 16 des Hotels Deleris in der Rue de pot du fer, gelegen im neunten Polizeirevier der großen Stadt Paris, die so bunt an Menschen ist, so bunt an Leben, und über der selbst der Morgenhimmel farbiger erscheint, als irgend sonst in der Welt. Aber nicht überall war die gleiche, glücklich überwache Stimmung der jungen Liebe. Es wohnten andere Menschen im Hotel. Nebenam im Zimmer 14, nur zum Beispiel, spielte ein arbeitsloser Italiener den ganzen Tag auf einer billigen Mandoline, daß es einem an Rückenmark zehrte, und genau unter dem Zimmer des jungen Paares lag

ein Mann, der nachts Anfälle bekam und schrie. Zum Glück wohnten oben unter dem Dach stille Leute, so still waren sie, daß nicht einmal ihre Schritte auf den knarrenden Dielen zu hören waren. Kein gewöhnlicher Mensch konnte so lautlos gehen, und es wohnten sogar drei in einem Zimmer. Aber niemand dachte mit dankbaren Gefühlen an die Mieter der Dachstube. Alle fanden, daß sie so und nicht anders zu sein hatten. Wären sie laut gewesen, man hätte sich beim Patron beklagt, wären sie einmal betrunken nach Hause gekommen, ja, dann hätte die Polizei mal nach dem Rechten sehen müssen. Jawohl. Aber das war bisher nicht nötig gewesen.

Nachdem Marcel das Fenster geöffnet hatte und das Zwitschern der struppigen Kanarienvögel, die fast vor jedem Fenster im Hof in ihren wintigen Bauern hingen, im Zimmer deutlich zu hören war, und nachdem der junge Mann das Holzkohlenfeuer mit einem Strohfächer in Gang gebracht hatte, setzte er sich auf die niedrige Feuertank und sah hinab in den Hof. Er wollte gleich, wenn das Wasser soweit war, zwei Eier kochen. Und hoffentlich ließ die Eieruhr nicht auf sich warten.

Aber während er noch den ersten Zug der Morgenzigarette in die kühle Luft blies, kam die Uhr auf den Hof. Sie hatte kein Zifferblatt, nur drei Zeiger, aber die zeigten alle dieselben Minuten an. Es waren die Mieter, die lautlosen, von der Dachstube oben. Auf weichen Fußhölhen betrat sie das feuchte Steinpflaster des dampfen, ewig modigen Hofes. Sie sahen zur Erde, legten drei kleine Bündel auf einen hülbwegs trockenen Fleck und schlüpften aus den Filzandalen. Ihre hellbraunen, nackten Füße wirkten seltsam unfleischhaft auf dem schwarzgrauen Stein.

Das also waren die Mieter von oben, die Eieruhr des jungen Paares und der ewige Alpdruck der fetten Madame Rosa aus dem zweiten Stock, „Die Neger“, züchte sie, wenn sie der Morgen ansichtig wurde. Es waren Araber, Wanderarbeiter für billigen Lohn, Mohammedaner, drei Männer, die alle zusammen vielleicht zehn Worte Französisch konnten.

Die Araber stehen in dem Verdacht, Anhänger der absoluten Freiheit zu sein, und dürfen nicht gern einen Herrn über sich, besonders einen Fremden. Und dennoch, man begegnet in Frankreich überall den arabischen Wanderarbeitern. Haben sie denn völlig ihren Charakter verloren? Madame Rosa, die einen Sohn hat, der Hundewischer am Pont Neuf ist, kabauplet, es seien Menschenfresser und Kannibalen.

Sie hat Unrecht. Die drei aus der Dachstube haben in den zwei Monaten, die sie im Hotel wohnen, keinen Menschen gefressen. Die Portiersfrau hat genau aufgepaßt. Nicht einmal ein Stück Lammfleisch haben sie vom Petit marche drüben her eingetragen. Nur eine Schüssel gekochter Bohnen in Öl und Reis mit geschossenem Spinat und süße Kartoffeln tragen sie nach oben, in ihre Stube, wo kein Bett steht, wo sie auf einer Reisstrahmatratze schlafen, eingewickelt in ihren Burnus, drei schmutzige Hügel.

So leben sie. Und nun kocht das Wasser auf dem eimergroßen Herd im Appartement der jungen Leute.

„Sie sind wieder nicht fertig“, sagt Marcel ärgerlich. Maria aber achtet nicht darauf. Sie hat die Augen geschlossen und sieht müde aus. Da schaut der junge Mann wieder nach unten.

Die Araber sind bel ihrem Morgengebet. Aus einem noch nie geputzten Messingkran läuft der dünne Wasserstrahl. Mit gebeugten Köpfen und Rücken, denen man eine tiefe Andacht ansieht, vollzieht sich die von Mohammed vorgeschriebene Waschung der Füße. Und Gott ist zu ehren, in diesem trüben, ewig feuchten Hinterhof. Die Gebetssteppiche, die kleinen Häufchen von vorhin, werden ausgebreitet und dort sinken die Fremden vom Rande der Wüste auf die Knie, und ihre hellen Fußsohlen sind für den jungen Mann oben am Fenster das Zeichen, die Eier in das kochende Wasser zu tun.

So also beginnt auch der Morgen in Paris. Die Häupter nach Osten geneigt, versunken in eine ferne Welt, die Lehren des Korans betend, so beginnt der Tag. Sie sehen nicht den ersten Strahl der Sonne, die da unten, wie er fern über den Dächern der Stadt die perlmutterne, blasse Bunttheit des Himmels durchdringt. Sie sehen nicht die Wolke in der Morgenröte aufleuchten zu heiligem Brand. Sie beten vier Minuten lang eine Sure, erheben sich, vermeinen sich und sinken noch einmal hin, ein Gebet für die dabei zu halten, die Frau und die Kinder, die auf den Herrn warten, der in der Fremde Knecht ist und Geld verdient, der einmal heimkehren wird, um Land zu kaufen, weit oben in den Bergen, wo die Fremden nicht sein werden.

„Wirst du mich füttern?“ flüstert Maria. „Ein bißchen Brot bitte, auf jeden Bissen.“

„Aber beiß mich nicht in den Finger“, antwortet Marcel.

Und während die Jungen Leute so ihr törichtes, glückliches Spiel fortsetzen, wirft unten der älteste der Araber dem weißen Huhn auf dem niedrigen Dach der Waschküche ein paar Sonnenblumenkerne hin. Sie tun es seit den drei Tagen, die das weiße Huhn dort oben lebt, mit einer Schnur am Bein gefesselt und an den Schornstein gebunden. Da darf es noch zwei Tage die Sandkörner aus dem heißen Asphalt picken, bis es zum Sonntag in Madame Rosas Suppentopf schwimmen wird. Und wenn es die Tage gut übersteht, so soll Madame Rosa den Arabern danken, die abends nach dem Gebet die Reste ihres Mahls hinaufwerfen und ein paar gurende Worte murmeln, die nur das Huhn versteht. Aber sie würde Mord schreien, wenn sie es silbe, Giftbüben, würde sie zeternd, schliefte sie nicht morgens ein Glas die abends nicht auf dem Bordstein der Sasse. In ihrem roten Unterrock und den weißen Beinspangen im glänzenden Haar, um dem Kohlenhärd immer wieder zu erzählen, wie schrecklich die Nächte wären, seit die Menschenfresser unter demselben Dache schliefen.

Nur eine ist dankbar, die übermächtige Maria. „Noch nie waren die Eier so schön, Lieber“, sagt sie.



# Die Einsamkeit

(Wilhelm Schulz)



Die Einsamkeit, die meint es gut,  
Es braucht dich nicht zu grausen,  
Nimmt sie dich mütterlich in Hut —  
Lass gern von ihr dich kaufen!

Da kommt dir wieder in den Sinn,  
Was oft du hast vergessen,  
Was dir vom Leben zum Gewinn  
Ward glücklich zugemessen.

Und wenn es einmal auch zur Zeit  
Dir hart trat auf die Seiten,  
Wirst du darum in Traurigkeit  
Nicht lange freudlos gehen.

Bald streckst du wieder aus die Hand,  
Das Leben froh zu fassen,  
Damit es dir vom Goldgewand  
Ein Zipfelchen muß lassen. Wilhelm Schulz









## Die Rückkehr

(K. Heiligenstedt)



„Hast Du auch manchmal lieb an mich gedacht, Theo?“

„Aber gewiß mein Kind, soweit noch dringendere Arbeiten es zuließen!“